

**KRANKHEIT**

**FORTSETZUNG**

sen, obwohl ich nicht vorhatte zu sterben, aber es kann immer etwas schiefgehen. Man überlegt, mit wem man noch reden möchte, mit wem man sich vielleicht noch versöhnen will, was man noch lesen oder anschauen will. Ich war kurz nach der Diagnose noch eine Woche in Rom und habe mich oft gefragt, ob ich das nun zum letzten Mal sehe. Und dann startete die Behandlung. Ab Tag eins war ich inkontinent. Windeln kaufen als Erwachsener ist nicht so angenehm. Wenn man nicht mehr schlucken, reden, sich nicht mehr bewegen kann, an Schläuchen hängt und somit völlig abhängig ist, schärft das den Sinn für das wirklich Wichtige im Leben.

**Glaube ist ein wichtiger Teil Ihres Lebens. Wie geht ein Priester mit Krankheit um?**

Ich hatte das Glück, dass mein Arzt zugleich auch ein Freund war. Und als ich auf dem Heimweg von der Klinik war, rief ich ihn an und sagte ihm, dass ich Krebs habe. Seine Worte – „Du bist mein Bruder, ich bin für dich da“ – haben mich wie ein Ohrwurm durch die Phasen der Krankheit getragen. Sehr viele Leute haben Anteil genommen, und das tut auch gut. Wenn man hört, dass man noch gebraucht wird oder eine Kerze für einen angezündet wird. Das hilft durch Ängste und Unsicherheiten.

**Sie sind Seelsorger und haben viele Kranke begleitet, erinnert man sich selbst an diese Worte?**

Es war für mich ein Seitenwechsel. Ich habe mich schon gefragt, ob ich das eigentlich glaube, was ich anderen gesagt habe. Ich kann viel anfangen mit der Metapher „Gott erwartet mich mit offenen Armen“, aber wenn man so im Bett liegt und auf den Lift geschoben wird und man weiß, dass es in den OP geht, dann beginnt man automatisch zu beten. Ich habe meinen Glauben hinterfragt, was hilft mir? Als der Kirchenrektor von Sankt Mi-



**STECK BRIEF**

geb. 1962, aufgewachsen in Bregenz, Studium der Philosophie und Theologie, von 2000 bis 2017 Mitglied der Redaktion „Stimmen der Zeit“, davon 8 Jahre als Chefredakteur. Von 2008 bis 2015 Wissenschaftlicher Leiter des Karl-Rahner-Archivs (München), seit 2014 bei der Cityseelsorge an St. Michael in München, Autor zahlreicher Bücher.

chael an meinem Bett saß, als ich aufwachte und meine Hand hielt, mich umarmt hat, hat mich das getröstet. Die frommen Sprüche, die man so sagt, vielleicht auch aus einer Unsicherheit heraus, waren unerträglich. Man lernt, sparsam mit frommen Worten umzugehen. Es kommt nicht auf die Worte an, sondern auf Menschen, die für einen da sind.

**Freundschaft tröstete Sie in dieser Zeit?**

Es sortiert sich. Ich glaube schon, dass Krankheit das Gefühl schärft, wer oder was wichtig ist. Die Oberflächlichkeiten im Leben treten zurück. Aber man wünscht sich auch manche Menschen ans Krankenbett, die nicht gekommen sind. Bei anderen denkt man, es reicht jetzt. Die Lebenszeit ist endlich, und für mich bleibt es das nun. Ich werde in einem sehr engmaschigen Netz untersucht. Und es ist immer noch möglich, dass ich höre, dass der Krebs gestreut hat und ich innerhalb von ein paar Monaten sterben

werde. Es ist ein Damoklesschwert. Bei der ersten Untersuchung habe ich gemerkt, dass ich eine Gänsehaut bekomme, sobald ich mich der Klinik nähere.

**Hat Sie die Krankheit also verändert?**

Es gibt natürlich viele neue Seiten im Leben. Man nennt das Krankheitsgewinn. Aber ich merke auch, dass der Alltag einen schnell wieder hat. Ich bin kein neuer Mensch. Selbst im Krankenhaus habe ich meine Vorurteile nicht abgelegt. Als ich alleine in einem Zimmer war, wurde ein Mann eingeliefert. Er war im Gesicht mit Hämatomen übersät. Ich dachte mir: „Oh mein Gott, jetzt kommen sogar die Sandler schon hier her.“ Bei der Anamnese hat er sehr trefflich geantwortet, und es stellte sich heraus, dass er ein Frauenarzt ist, der Krebs hatte und des nächtens auf eine Tischkante gefallen ist. Ein so viel besserer Mensch wird man also nicht.

**Sie haben sich entschlossen, ein Buch über Ihre Krankheitsgeschichte zu**



Fotos: Maurice Shaurot

Sehr offen und ehrlich schildert Batlogg seine Krankheitsgeschichte in seinem Buch „Durchkreuzt“. Sein Sabbatjahr in Tel Aviv holt er nun ab März nach – der Krebs hat aber Spuren hinterlassen.

**schreiben. Ihre Idee war es nicht, warum haben Sie es trotzdem gemacht?**

Ich habe sechs Bücher geschrieben, über 15 herausgegeben und 400 Artikel veröffentlicht. Als der Verlag die Anfrage an mich stellte, wusste ich nicht, ob ich das mitten in der Behandlung überhaupt schaffe. Damals wusste ich ja nicht einmal, ob ich überlebe. Dann habe ich zwei Leute um ihre Meinung gebeten. Mein Arzt meinte, dass Schreiben die beste Therapie sei, und ein Hospizseelsorger der Jesuiten in Wien meinte, wenn es mir nicht hilft, dann hilft es vielleicht anderen. Das war mein Motiv. Als ich die Druckfahnen bekommen habe, wunderte ich mich selbst über so manches. Aus der Distanz sieht man vieles anders. Aber in dieser Zeit waren mir Gedichte wichtig oder Psalmen – und der sparsame Umgang mit Bibelsätzen, die man wie eine Keule auf einen zuwirft. Für mein künftiges Wirken frage ich mich, was es heißt zu trösten, zu begleiten und aufzurichten.

Sandra Nemetschke

**KRANKHEIT**

**Schneiders Brille**



ROBERT SCHNEIDER

**Der Kolumnist**

Man denkt ja, dass jemand, der für die Zeitung Kolumnen schreibt, ein Mensch mit Verstand ist. Einer, der den Überblick hat. Irgendwie eine Autorität. Immer besser informiert als man selbst. Mit diesem Vorurteil räume ich heute gründlich auf, geneigter Leser. Ich bin genau so dumm oder geschwiegen wie Sie. Wobei ich Letzteres einschränken muss. Wenn ich mich über einen Gegenstand verbreite, habe ich oft Skrupel, weil das jetzt Menschen lesen werden, die in der Materie viel beschlagener sind als ich. Es einfach besser wissen. Sonntags, wenn die Kolumne dann erscheint, sitze ich auf Nadeln. Am Montag bin ich schon wieder tiefenentspannt. Nochmal gut gegangen. Nichts ist so alt wie die Zeitung von ... Aber so ein Kolumnist hat auch Gefühle, ist ein sensibles Pflänzchen. Und er hat Machtgelüste, ob er es zugibt oder nicht. Es ist ihm gar nicht recht, wenn überhaupt kein Feedback kommt, wenn also Woche um Woche ohne Zuspruch verstreicht, wenigstens Empörung. Für wen schreibt man denn eigentlich? Für wen waren die Skrupel? Oh, ich wüsste genau, wie ich auf den Putzhauen könnte, dass es am Montag nur so raucht wegen meiner Kolumne. Ich könnte z. B. die FPÖ auf das Wüsteste beschimpfen. Kommt bei Intellektuellen immer ganz gut. Ich könnte mir einen Politiker rauszupfen, sagen wir unseren smarten Bundeskanzler, und Ungeheuerliches in den Raum stellen, das eine Unterlassungsklage nach sich zöge. Soll ich Ihnen was sagen? Die FPÖ würde nur müde darüber lächeln, Sebastian Kurz sowieso. Sie erinnern sich, als der vor Weihnachten bei „Licht ins Dunkel“ Tipps für das besinnliche Zusammensein gab. In seiner türkis-blauen Koalition gilt der Grundsatz des Nicht-Streitens. Nein, man muss Politikern nicht mehr mit einfältiger Schelte kommen, sondern die Kritik mit viel Geist in eine Art Freundschaftlichkeit verpacken. Dann kesselt es. Da bleibe ich doch lieber bei meinen persönlichen Sachen, bei Dingen oder Menschen, die mich berühren. Und das Beste ist ohnehin, nur von sich zu erzählen.